
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 183. Bromberg, den 10. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(15. Fortsetzung.)

Tatsächlich waren wir schon vor drei Uhr im Hotel Terminus beim Gare St. Lazare; dann machten wir einen Spaziergang über die Boulevards und warteten, bis der Expreßzug aus Calais fällig war.

Vor halb sechs Uhr trennte sich Hambledon von mir und fuhr mit einem Taxi zum Bahnhof, um Suzors Ankunft zu überwachen und seinen Aufenthaltsort festzustellen; ich durfte das nicht wagen, da ich fürchten mußte, von ihm gesehen zu werden.

Erst nach neun Uhr abends kam mein Freund ins Hotel zurück. Er berichtete, Suzor sei auf dem Bahnhof von einer Engländerin erwartet worden, und sie hätten sich in ein Restaurant an der Ecke des Boulevard Haußmann begeben, wo sie gespeist hätten.

„Ich nahm ganz in ihrer Nähe Platz und konnte deutlich bemerken, daß die beiden ein ernstes Gespräch führten", erzählte mein Gefährte weiter. „Sie schien ihm etwas zu erzählen und war sehr erregt, während er sehr enttäuscht schien. Er hatte ein kostspieliges Essen bestellt, das sie aber kaum berührten. Sie saßen in einer Ecke und sprachen englisch miteinander, aber ich konnte kein Wort verstehen."

Auf mein Ersuchen hin beschrieb er mir Suzors Begleiterin.

Er tat es und fügte hinzu: „Sie trug nur ein einziges Schmuckstück, nämlich einen herrlichen apfelgrünen Jadestein an einem schmalen, schwarzen Samtbande um den Hals. Als sie aufstanden und der Kellner ihre Garderobe brachte, hörte ich, wie er sie mit „Dorothy" ansprach.

„Dorothy Cullerton!" rief ich überrascht aus. „Ich erinnere mich, daß sie auch in Florenz diesen chinesischen Schmuck trug! Was mag sie hier wollen?"

„Der Mann drückte ihr unter dem Tisch etwas in die Hand, das sie in ihre Tasche steckte", fuhr Hambledon fort. „Ich glaube, es war ein Bündel französischer Banknoten."

„Vielleicht die Belohnung für irgendeine Auskunft", bemerkte ich. „Ich traue der Dame nicht. Nun, und was weiter?"

„Vom Restaurant fuhren sie zum Hotel Wagram in der Rue de Rivoli; dort stieg sie aus, er aber ging weiter zum Hotel du Louvre".

Diese geheime Zusammenkunft zwischen dem Franzosen und Frau Cullerton überraschte mich. Am nächsten Vormittag beobachtete ich das Hotel Wagram, was ich bei dem Gedränge, das in der Rue Rivoli herrschte, ganz gut wagen konnte; tatsächlich kam die Erwartete um elf Uhr aus dem Hotel heraus, stieg in ein Taxi und fuhr.

Mein Nächstes war, daß ich mich in der Zentrale des Credit-Lyonais, die sich auf dem Boulevard des Italiens befindet, erkundigte. Wie ich aber geahnt hatte, war dort der Name des Franzosen unbekannt.

„Einen Beamten mit dem Namen Suzor haben wir nicht", erklärte mir der Sekretär höflich, an den ich mich gewendet hatte. „Der Herr hat gelogen, wenn er behauptet, mit uns in Verbindung zu stehen. Es ist nicht das erstemal, daß dies vorkommt."

Suzor war also gar kein Bankbeamter.

Hambledon überwachte mittlerweile das Hotel du Louvre; er kam erst am Nachmittag zurück und berichtete mir seine Erlebnisse.

Suzor war gegen Mittag ins Grand Café gegangen, wo er einen Herrn getroffen hatte, der dort auf ihn gewartet hatte. Sie tranken zusammen Kaffee und fuhren dann ins Bois hinaus, wo sie mit einer eleganten jungen Dame, allem Anschein nach einer Schauspielerin, zusammentrafen. Die drei hatten ungefähr eine Viertelstunde lang zusammen geplaudert, dann hatten sich die beiden Männer von ihr getrennt und waren in ein kleines Restaurant auf dem Boulevard St. Martin gegangen.

Dort hatten sie ihr Frühstück genommen. Nachher war Suzor wieder in sein Hotel zurückgekehrt.

Auf meinen Vorschlag hin hatte sich mein Freund mit dem Portier auf guten Fuß gesetzt und dieser hatte ihm versprochen, ihn in Kenntnis zu setzen, falls Suzor abreisen werde.

Das war gut gewesen, denn als Hambledon um sechs Uhr wieder ins Hotel kam, erfuhr er dort, daß Suzor um elf Uhr nachts vom Quai d'Orsay mit dem Expreß nach Madrid abreisen werde.

Für mich wäre es zu gewagt gewesen, mit dem gleichen Zuge wie der angebliche Bankbeamte nach Spanien zu reisen. Deshalb nahm Hambledon dieses Amt auf sich, und ich versprach ihm, nachzukommen, sobald er mir seinen Aufenthaltsort bekanntgegeben hätte.

Diese Reise sollte reich an Abenteuern werden, doch ihr Erfolg erwies sich als noch überraschender, als wir vermutet hätten.

Vierzehntes Kapitel.

In Madrid.

Der Morgen war grau und unfreundlich, als ich in Madrid aus dem Hotel de la Paix trat und von der Puerta del Sol durch die Carrera de San Jeronimo mit ihren eleganten Kaufläden über die Plaza de Canovas ging, da ich mich mit Hambledon im Retiro Park verabredet hatte.

Ich war spät nachts in der spanischen Hauptstadt angekommen und im Hotel Paix in der Puerta del Sol abgestiegen, während Hambledon im Palace Hotel auf der Plaza de Canovas wohnte. Ich war bisher erst einmal in Madrid gewesen.

Ich durchquerte den Prado, wo die Bäume schon in vollem Laube standen, und schlug den breiten Weg ein, der an der königlichen Akademie vorbeiführt; so gelangte ich bis zum Alcachofabrunnen, in dessen Nähe ich auf meinen Freund wartete.

Ich stand hier auf historischem Grund. Der herrliche Park, den der Großherzog von Olivares im siebzehnten Jahrhundert mit viel Geschmack angelegt hatte, war der

Schauplatz vieler Festlichkeiten gewesen, die Unsummen von Geld verschlungen hatten. Heute ist der Prado der Hydepark Madrids; zur Zeit des Korsos sieht man hier die neuesten Pariser Toiletten, und jedermann, der irgendwie einen Namen hat, läßt sich hier zu Fuß oder zu Pferd sehen.

Ich brauchte auf Hambledon nicht lange zu warten, denn schon nach wenigen Minuten sah ich seine mir so wohlbekannte Gestalt auf mich zukommen.

„Mein lieber Hugh", rief er aus, als wir nebeneinander auf einer Bank Platz genommen hatten, „ich bin überzeugt, daß hier ein teuflisches Spiel im Gange ist!"

„Was für ein Spiel?" fragte ich rasch.

„Das konnte ich noch nicht herausbringen", erwiderte er. „Doch ich will dir nun erzählen, was sich ereignet hat. Suzor begab sich nach seiner Ankunft ins Hotel Ritz, während ich mein Quartier im Palace Hotel auf der anderen Seite des Platzes aufschlug und mich daran machte, unseren Freund zu beobachten. Ich ließ mir durch den Portier des Hotel Ritz etwas besorgen und zeigte mich dafür sehr freigebig, um den Weg für Auskünfte zu ebnen."

„Sehr gut", stimmte ich ihm zu, „es gibt nichts Besseres, als sich mit einem Portier gut zu stellen, denn er weiß alles über die Hotelgäste und auch über deren Bekannte."

„Nun, am ersten Tage ging Suzor überhaupt nicht aus. Am nächsten Vormittag jedoch verließ er gegen elf Uhr, sehr elegant gekleidet, das Hotel, schlenderte über die Calle de Alcala und ging ins Grand Café, wo ihn eine ältere, in Schwarz gekleidete Dame erwartete, ohne Zweifel eine Spanierin. Er begrüßte sie ungemein höflich, und sie sprachen dann leise miteinander. Sie schien ihn etwas zu fragen, doch er gab nur zögernd Antwort. Es machte den Eindruck, als ob er besonders wegen dieses Zusammentreffens nach Madrid gekommen wäre. Als sich die beiden nach ungefähr einer halben Stunde trennten, folgte ich daher der Dame. Sie nahm einen Wagen und fuhr zur Bahn, wo sie eine Karte nach Segovia löste, das etwa 60 Meilen von hier entfernt liegt. Ich stieg natürlich in einen anderen Wagen, und nach dreistündiger Fahrt kamen wir an unserem Bestimmungsort an. Am Bahnhof holte sie ein hübsches junges Mädchen ab, das sie mit Fragen bestürmte; doch während sie die Allee emporstiegen, die zur Stadt führt, gab ihr die ältere Dame nur kurze Antworten. Knapp bevor man in die altertümliche Stadt gelangt, traten die beiden Damen in ein großes, weißes Haus, anscheinend das Palais irgendeiner Persönlichkeit. Von ihnen ungesehen, beobachtete ich, wie das Tor von einem Diener geöffnet wurde, der sich vor ihnen tief verneigte. Ich ging dann in die Stadt hinein und fand ein Hotel, wo ich mir ein Essen bestellte. Der Kellner sprach etwas Englisch, und als ich ihm das große, weiße Haus in der Paseo Ezequiel onzalez beschrieb und ihn nach dessen Bewohnern fragte, erfuhr ich, daß dies die Condesa Chamartin und deren Nichte Senorita Carmen Florez, seien. Die Gräfin war die Witwe eines reichen Spaniers, der bei seinem Tode seine Frau kaum bedacht hatte. In Segovia und Madrid hieß es sogar allgemein, daß die Witwe nun in sehr ärmlichen Verhältnissen lebe, obwohl der Graf einer der reichsten Männer Spaniens gewesen war. Ich kehrte hierauf zurück und depeschierte dir nach Paris."

„Was hat Suzor inzwischen gemacht?"

„Eigentlich nichts; am Tage geht er fast nie aus, doch am Abend geht er stets in das eine oder andere Theater oder ins Trianonvarieté. Gestern abend war er im Teatro Real im Troubadour."

„Allein?"

„Er geht immer allein."

„Weshalb ist er dann nach Madrid gekommen?"

„Um mit der Condesa Chamartin zusammenzutreffen."

„Er hat aber doch schon mit ihr gesprochen, so daß man annehmen muß, er sei bereits wieder nach Paris zurückgekehrt."

„Wir müssen unsere Beobachtungen fortsetzen" erwiderte Hambledon. „Für dich wäre es am besten, wenn du dich so wenig wie möglich sehen ließest, denn er könnte dich treffen und erkennen. Sollte ich etwas entdecken oder sollte ich dich brauchen, so telephoniere ich dir entweder ins Hotel oder wir treffen uns wieder hier an dieser Stelle."

Es blieb bei dieser Vereinbarung und wir trennten uns wieder.

Nachdem ich ins Hotel zurückgekehrt war, stand ich eine Weile am Fenster meines Zimmers und blickte auf die belebte Plaza hinaus, den Sammelpunkt des Madrider Lebens. Es fiel mir lästig, daß ich gezwungen war, tagsüber im Zimmer zu bleiben, um nicht Gefahr zu laufen, von Suzor gesehen zu werden. Aus welchem Grunde mochte er wohl jene geheime Zusammenkunft mit der Witwe des Grafen Chamartin gehabt haben? Konnte der Besuch des Franzosen in Madrid mit dem Vorfalle in der Stretton Street im Zusammenhang stehen? —

Die Sache hatte nun ein ganz anderes Gesicht bekommen, seit mir der Verdacht aufgestiegen war, daß Suzor damals aus einer ganz besonderen Ursache mit mir von York nach London gereist war. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß der Mann, der sich mir als leitender Beamter eines der bekanntesten Bankinstitute vorgestellt hatte, irgendwie mit dem geheimnisvollen Oswald De Gex in Verbindung stehen könnte, bis ich mit eigenen Augen gesehen hatte, wie er sich mit dem Mädchen, in das ich mich verliebt hatte, im Geheimen traf.

Ich vertrieb mir den Tag im Hotel mit Briefschreiben und Zeitunglesen. Am Abend ging ich dann hinunter ins Restaurant speisen. Um mich herum saß ein elegantes Publikum wie im ersten Hotel Londons, vielleicht noch eleganter. Das heutige Madrid zeigt eine Vereinigung des vorkriegszeitlichen Wohlstandes mit den Extravaganzen der Nachkriegszeit. Die neuesten Modeschöpfungen der Rue de la Paix sieht man im Hotel Ritz in Madrid beinahe früher als in Armenonville, und bis sie gar nach London kommen, sind sie schon überholt.

Nach dem Essen ging ich noch auf eine Stunde ins Café Iberia in der Carrera de San Jeronimo und kehrte zeitig ins Hotel zurück.

Der Portier reichte mir beim Eintreten einen Brief. Er war von Harry, der ihn vor einer Stunde geschrieben hatte, und der mir mitteilte, ich sollte dringend ins Café Cato Negro in die Calle del Principe kommen.

Ich eilte sofort hin, wo mich mein Freund mit den erregten Worten empfing:

„Suzor hat Besuch bekommen! Er kam um sechs Uhr im Hotel Ritz an, wo die beiden dann zusammen dinierten. Es ist ein eleganter Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren mit schmalem Gesicht, der sich im Hotel als Henri Thibon, Rentier aus Bordeaux, meldete."

„Ungefähr fünfzig Jahre und mit schmalem Gesicht?" wiederholte ich. „Hatte er ein orientalisches Aussehen — ein dunkler, hübscher Mann mit tiefliegenden Augen und einem Grübchen im Kinn?" fragte ich erregt.

„Ja, genau so sieht er aus."

„De Gex!" rief ich überrascht aus.

„Nach dem Diner gingen sie ins Trianon, dort sind sie jetzt."

„Dann wollen wir sie beobachten, wenn sie ins Hotel zurückkommen."

Wir blieben noch eine Stunde im Café, dann gingen wir durch die hellerleuchteten Straßen und durch die Prado, bis wir zur großen Plaza kamen, auf der, gegenüber dem Neptunbrunnen, das elegante Hotel steht.

Wir blieben neben dem Brunnen stehen, von wo aus wir den Eingang des Hotels gut im Auge hatten. Daß die Theater schon aus waren, zeigte sich durch die vielen Autos, die ihre Fahrgäste vor dem Hotel Ritz absetzten. Wir brauchten daher nicht lange zu warten, bis wir Suzor mit seinem Begleiter zu Fuß von der Calle de Cervantes her über die Plaza auf das Hotel zugehen sahen.

Auf den ersten Blick erkannte ich De Gex.

„Er ist es!" rief ich aus. „Doch warum tritt er hier unter dem Namen Thibon auf? Jedenfalls kennt man ihn in Madrid. Weshalb sucht er seine Identität zu verschleiern?"

„Wir wollen ja den Grund feststellen, weshalb er aus Italien hierher reiste. Aus seinem Paß geht hervor, daß er über Irun reiste. Wäre er aber direkt aus Italien gekommen, so wäre er jedenfalls über Barcelona gefahren."

„Er hat ein Haus in Paris und ist seinem Freund Suzor hierher gefolgt."

Während meiner Worte waren die beiden im Hotel verschwunden; wir kehrten daher durch die Carrera de San Jeronimo in mein Hotel zurück, wo ich mit Hambledon in meinem Zimmer noch ungefähr eine Stunde lang den Stand der Angelegenheit besprach.

Er machte den Vorschlag, vom Palace Hotel ins Hotel Ritz, das gerade gegenüberlag, zu übersiedeln. Zuerst erschien mir der Gedanke sehr gut, doch bei längerem Überlegen ließ ich ihn wieder fallen, denn ich befürchtete, daß er von Suzor erkannt werden könnte. Bei De Gex war diese Gefahr allerdings nicht gegeben, um so mehr aber bei Suzor. Falls einer der beiden bemerken würde, daß sie beobachtet wurden, wäre jede Aussicht auf eine Lösung des Rätsels geschwunden.

„Ohne Zweifel soll hier ein neuer teuflischer Plan ausgeheckt werden", bemerkte ich, „und an uns liegt es nun, festzustellen, was für ein Plan das ist und ob er mit dem auf Gabriele Tennison verübten Anschlag im Zusammenhang steht."

„Du hast recht", stimmte Harry bei. „Wir müssen genau beobachten, was sie treiben, denn nun ist es klar, daß dieser Suzor an der Sache beteiligt ist, was immer es auch sein mag."

(Fortsetzung folgt.)

Der trunkene Sommer.

Skizze von Werner Lürmann.

Unter dem dunkelgrünen Baldachin alter Linden geht die Straße hinein in das Land. Flimmernde Sommersonne glüht über Wiesen seitwärts. Unter dem Wipfeldach ist es schattenkühl und erträglich.

Zwei Menschen gehen hier zum Dorf und zur Bahnstation. Es ist früh am Nachmittag. Weit hinten über den sonnenzitternden Flächen ruhen weiße Wolken. Und es ist sehr still, die Straße leer von anderen Menschen. Die Beiden schweigen, während ihr Blut im Rhythmus des Schreitens schwingt.

Auf der Windhöhe, wo die Ruhebank steht, verhalten sie den Schritt. Oft an den Abenden saßen sie hier, wenn der Horizont in goldbraunem Dunste schwamm. Vor ihren Blicken geht die Straße hinab zum Dorf. Mit moosbewachsenen Rieddächern ruht es unter den Baumwipfeln. Kinder haschen sich auf dem steinernen Kirchplatz; ein brauner Wagen kriecht jetzt schwerfällig aus dem Dorfausgang und folgt dem grauen Band der Straße. Neben den zottigen Gäulen geht peitschenschwingend ein Mann, und hinter winzigen Fenstern werden schwarzhaarige Frauenköpfe sichtbar. Es sind Zigeuner. Gedämpftes Spiel einer Geige weht aus dem Wageninnern durch die warme Luft.

„Zigeuner!" sagt Felix in die Stille. Verhalten klingt es wie das Spiel der braunen Heimatlosen.

Frau Melitta nimmt den Hund kürzer an die Leine. Zwischen ihren Brauen steht eine Falte. „Schmutziges Gesindel", das ist alles, was sie entgegnet.

Betroffen sieht der Mann zu ihr hin: „Ich beneide sie fast ... Pferde, Geigenklänge, Tanz ums Lagerfeuer ... Mit ihnen geht der tiefe Atem der Welt — —" Dann verstummt er verwirrt.

Auch die Frau schweigt. Unterdes rollt der Wagen an ihnen vorbei. Ledergeschirr rasselt, und die Räder kreischen. Der braune Mann knallt mit der Peitsche. Dazwischen klingen lockender Sang der Geige und das zornige Gebell des Hundes.

Als die beiden zum Dorf hinabgehen, summt Felix die fremdartige Melodie vor sich hin. Vom Turm hallen drei Uhrschläge.

Dann stehen sie vor dem winzigen Bahnhofsgebäude. Eben schnaubt der Zug heran, der Felix zur Stadt zurücktragen soll. Ein paar Worte fliegen zwischen ihnen noch hin und her; weit beugt sich Felix aus dem Fenster; der kiesbedeckte Bahnsteig gleitet hinweg. Schlank und jung steht die Frau im sommerhellen Kleide, den großen Hund an der Seite, und winkt. Felix schwenkt die Mütze, bis der Zug verschwindet.

Das Landhaus, in dem Frau Melitta als Frau des Gutsbesitzers Textor wohnt, liegt am Flusse. Grüne Läden umrahmen die weißen Fenster. Um Veranda und Terrasse rankt die blaue Waldrebe. Von hier geht der Blick zum Wasser, darauf braunschwarz die Segel der Torfschiffer ziehen und sich dunkel im blaugrünen Gleiten der Strömung spiegeln. Jenseits über dem Deich ragen vor blauer Luft holzgeschnitzt die Pferdeköpfe vom First der Gehöfte.

Auf dem geöffneten Flügel im Gartenzimmer stehen noch aufgeschlagen die Noten, aus denen Felix spielte — Brahms, Chopin, Tschaikowsky. Roter Phlox leuchtet aus japanischer Vase. Einen Augenblick lang setzt sich Frau Melitta in einen der Korbsessel, die an der Terrassenbrüstung stehen. Sie ist allein. Duft später Rosen wogt vom Garten herauf, und langsam hebt sich ein rötlicher Mond jenseits über dem Wasser. Das tut gut und beruhigt ...

Dann kommt die Mamsell und bittet zu Tisch. Man nimmt die Mahlzeiten im getäfelten Speisezimmer. Die Vorhänge sind schon zugezogen. Aus grünem Lampenschirm flutet Licht. Von den Wänden glänzen altersdunkle Ölbilder.

Ihr Mann nimmt eben Platz, als sie eintritt. Die Mahlzeit beginnt. Felix' Platz ist leer.

Ehe Frau Melitta dem Mädchen zum Abräumen schellt, fragt Herr Textor, ob sie den Jagdwagen benutzt habe, um den Gast zur Bahn zu bringen. Seine Stimme ist ruhig wie immer. „Wir gingen", antwortete die junge Frau. „Felix läßt noch grüßen." Indes kommt das Mädchen herein, um abzudecken.

Herr Textor hat Abrechnungen mit dem Verwalter und geht zum Arbeitszimmer hinüber.

Spät noch lehnt die Frau an der Terrassenbrüstung. Höher gestiegen ist der Mond und schwimmt als silberhelle Scheibe im tiefen Himmel der Julinacht. Es kostet Überwindung, an Schlaf zu denken. Drunten durch die silberstäubende Flut zieht ein letztes schwarzes Boot, und der dunkle Alt einer Mädchenstimme schallt sehnsüchtig vom Wasser herauf. Da ist es mit Frau Melittas Kraft zu Ende. Die Maske der Gelassenheit fällt mit jäher Gewalt von ihrem Antlitz, ihr Kopf sinkt langsam auf den Stein der Brüstung ...

Jeden Morgen reitet Herr Textor über die Felder. Bald auch ist das Korn schnittreif. Sensendengeln steht in der Luft. Alle Fenster stehen morgens weit offen im Landhaus. Der Flügel ist seit langem geschlossen.

Morgen für Morgen wartet die Frau auf das Klingeln des Briefträgers. Der Hund liegt ihr zu Füßen. Ihr Herz klopft vor Erwartung. „Zigeuner!" sagt sie einmal träumerisch vor sich hin und hält erschrocken inne. Dann ist ein Brief von Felix da. Lange hält sie den Umschlag in der Hand, ehe sie ihn zu öffnen wagt. In ihrem Kleide, das die Farbe der gelben Dahlien hat, sitzt sie und liest. Von den zuckenden Schultern gleitet das seidene Tuch zu Boden. Künstler sind wohl immer treulos, empfindet sie dunkel —

Von den Rasenflächen draußen grellt die Sonne, daß die Augen schmerzen. Es ist sehr heiß, ein Gewitter wäre Erlösung. Aber der Himmel strahlt wolkenlos in fast südlicher Bläue. Sie schließt den Brief in den Kirschbaumholzsekretär. Später wird sie ihn dann zerreißen. Das muß sein. Als sie am Flügel vorübergeht, streifen ihre Hände über das blanke, schwarze Holz ...

Sie steigt die Treppe hinauf zum Obergeschoß und holt aus ihrem Zimmer das Badezeug. Als sie zum Fluß hinabgeht, ist es, als brenne alle Glut des Sommers noch einmal auf. Auf dem heißen Holzsteg vorm Bootshause sitzt ihr Mann und schlägt mit den braunen Beinen das Wasser. Sein Kopf mit dem messingfarbenen Haar steht vor der lichtblitzenden Flußfläche. Er hört ihre Schritte und ruft ihr übermütige Worte zu. Dann wirft er sich vornüber und schwimmt schon mit langen Stößen flußabwärts.

Sie entkleidet sich langsam. Scham ist in ihr, quälende Angst, doch ganz tief drinnen verhaltener Jubel. „Heimat!" sagen ihre Lippen laut. Sie hebt die nackten Arme und eine Welle von dunkler Bewegung überglüht ihr Gesicht. Dann löst sie die Kette und treibt das Boot in die Strömung. Unter der roten Badekappe quillt eine braune Haarsträhne hervor. Sie ist wie überschüttet vom Feuersang der Sonne. Weit drunten auf dem weißglitzernden Flußspiegel steht der Kopf des Gatten.

Als das Boot mitten im Fluß gleitet, greifen die Fäuste des Mannes um das Heck. Sein sonnendunkles Gesicht hebt sich über das Bootsholz.

Frau Melitta stemmt die Ruderblätter gegen die Strömung. Sie sagt kein Wort der Abwehr. Denn aus den Augen des Mannes bricht eine solche Fülle von Licht über sie ein, daß sie leidenschaftlich ergriffen wird vom trunkenen Gefühl der Macht und des Glanzes, die darinnen wohnen.

Drei Sprüche.

Von Frida Schanz.

Was wir uns wünschen? Innere Stärke,
Kraft — und der Kraft sich bewußt!
Zu einem geliebten wachsenden Werke
Unwiderstehliche Lust!

*

So manche Fröhlichkeit liegt versteckt.
Wie würde das Glück die wecken!
Der Sonne gleich, die die Farben aufweckt
In den lodernden Rosenhecken. —

*

Trink des Lebens Trank in vollen Zügen!
Doch vor allem schaff dir ein Genügen.
Rhythmischruhig klingt der Welt Gebraus
Von dem sicheren Genügen aus.

Erinnerungen.

Skizze von W. v. Bosenstein.

St. Petersburg, die junge Residenz des unter Führung seines genialen Herrschers erwachenden russischen Reiches, befand sich gewissermaßen noch in den Kinderschuhen. Anstelle der einstigen kleinen Festung Neanschanz (Neuschanze) wuchtete fast einsam der Granitkoloß der Peter-Pauls-Festung. Noch war die prächtige Isaakskathedrale nicht erbaut — nur die St. Annenkirche, zu der, kaum ein halbes Jahr nach Erbauung seiner Festungskirche, Zar Peter selbst den Grundstein gelegt, rief mit hellem Geläut die zahlreichen Deutschen und deutschen Balten, die Peter ins Land geholt hatte.

Im Nordosten, dicht vor der Schwelle der Residenz, befand sich das finnische Dorf Lachta, eine kleine, selbst für damalige Zeiten unbedeutende Fischersiedlung an den Ufern der sumpfigen Kamenka, nach Süden zu von den Wellen des Finnischen Meerbusens umspült.

Noch war der Vormarsch der zäheren Fichte, die vom Norden kommend die Eichen unaufhaltsam verdrängte, nicht hierher gelangt. Noch dehnten sich als nördlichste Ausläufer dieses herrlichen Baumes am Meeresgestade knorrige Eichenwälder, in denen Elche, Bären, Wölfe und Füchse das Regiment führten. —

Es war ein heißer Sommertag des Jahres 1705. Die Jagd hatte soeben ihr Ende gefunden. Lustig erschollen die Hörner, als in schlichtem, blauem Waffenrock, die Hetzpeitsche in der Hand, der Kaiser die Strecke abschritt.

Im nahen Gutshause der Grafen von Stenbock gedachte er mit seinem Gefolge Quartier zu nehmen, um sich wohlverdienter Ruhe und Atzung zu erfreuen. Doch schon als noch die letzten Hörner klangen, hatte sich, von Westen kommend, drohend eine dunkle Wand am Himmel zusammengeballt. Schwarz und tief schienen einige Wolkenfetzen das Meer zu streifen.

Mit hastigen Ruderschlägen eilte ein finnisches Fischerboot dem flachen Strande zu. Schnell sprang die Mannschaft ins seichte Wasser und schob den Nachen möglichst hoch auf den Strand. Gewaltig krachten schon die Donner, und hell leuchteten die flammenden Blitze. Dann setzte ein für jene Gegend charakteristischer, nur mit den Tropenregen vergleichbarer Guß ein.

So rasch ihre Füße sie trugen, eilten die Fischer Schutz suchend unter das breit ausladende Blätterdach einer stattlichen Eiche. Eng an den Stamm gedrückt, sahen sie mit heimlichem Bangen dem Toben der Elemente zu.

Doch sie waren nicht allein. Auch der Zar, der sich mit seinem Gefolge verspätet hatte, kam durch die dichte Regenwand daher geschritten.

Er sah das Unglückshäufchen unter dem Baume und erkannte die furchtbare Gefahr, in der es schwebte. Hastig eilte er herbei, und da er des Schwedischen nicht mächtig war, rief er ihnen in seinem wunderlichen Gemisch von Niederdeutsch und Holländisch zu, schleunigst ihren wenig geeigneten Unterschlupf zu verlassen. Die Fischer wußten nicht, wen sie vor sich hatten, und mochten wohl auch nur wenig oder nichts verstanden haben. Außerdem verbot ihnen der dem Finnen eigene Trotz, den herrischen Worten und Gebärden Folge zu leisten.

Da rannte Peter wie ein Berserker auf sie los. Seinen fünf Kilo schweren, einundeinhalb Meter langen Stock mit dem Goldknauf schwingend, half er ihnen recht unsanft auf die Beine.

Kaum hatten sich alle ein Dutzend Schritte entfernt, zischte auch schon wieder ein greller Blitz auf. Zugleich krachte ein kurzer Donner, als würden hundert schwere Geschütze gelöst, und tausendfach kam das Echo aus den Wäldern zurück.

Alle, auch der riesenhafte Zar, waren von dem ungeheueren Luftdruck zu Boden geschleudert worden. Wie eine gigantische Fackel aber loderte die eben noch grüne Eiche . . .

Erst nach geraumer Zeit erlosch das Feuer im strömenden Regen.

Noch immer vor Schrecken bebend, dankten die Fischer ihrem Lebensretter, der sie — mit freundlicher Drohung um künftiger Fälle willen — gnädig entließ.

Zum Gedächtnis der sichtbarlichen göttlichen Gnade ließ der Zar bald darauf an dem toten Stamme ein Heiligenbild anbringen. —

Von Sonne, Regen, Frost und Schnee braun gebeizt, stand die Baumruine noch, als ich ein Knabe war. Längst hatte das Nadelholz die Eichen besiegt, und nur jene eine abgestorbene ragte als einsames Denkmal aus vergangenen Zeiten in die Gegenwart hinein.

Um 1895 herum wurde dann noch eine Erinnerungskapelle erbaut, ein kleines, schmuckes Gotteshaus.

Die Zeiten gingen dahin. Bitter hat sich vieles in der alten Kaiserstadt und ihrer entzückenden Umgebung verändert. Der Eichenstamm, der so lange allen Wettern stand hielt, ist verschwunden — mit ihm das altersgeschwärzte Heiligenbild.



Bunte Chronik



* **Die moderne Vogelscheuche oder bittere Rundfunkkritik.** Ein Obstzüchter im Harz ist auf den Gedanken gekommen, als moderne Vogelscheuche einen Lautsprecher in seinem Garten aufzustellen, um auf diese Weise die heranreifenden Früchte vor ungebetenen Gästen zu schützen. Er hofft, durch die Schallwellen eine größere Wirkung zu erzielen, als sie bisher Strohpuppen ausübten. Die Kunde von dem findigen Obstzüchter ist bis nach England gedrungen, und dort hat man Betrachtungen darüber angestellt, was wohl aus dem Radioprogramm die beste Wirkung ausübt, ob Kammermusik oder Erzählungen der Kinderstunde die Vögel zur höchsten Verzweiflung treiben? Sollten sich die kleinen Räuber vielleicht bessern, wenn sie den Bericht eines Tennismatchs hören, oder sollten sie gar in die Flucht getrieben werden, wenn Frl. Sowieso einen Vortrag über das Buch der Woche hält? Sind atmosphärische Luftbewegungen, Pendelschwingungen oder Katzenmiauen besser, als die menschliche Stimme, um die Vögel zu stören? Es wäre eine hübsche Aussicht, meint man, wenn alle Landleute auf ihren Feldern dem Versuch des Obstzüchters folgen würden. Dann wären Ruhe und Frieden auf dem flachen Lande endgültig dahin.

* **51 Zukunftsmillionäre.** In der englischen Stadt Bristol, im kleinen düsteren Laden eines Schneidermeisters, versammelten sich jüngst 51 Zukunftsmillionäre. Sie sind alle Prätendenten auf den märchenhaften Reichtum von Stockwell-Angel, dessen große Güter und Grundstücke am Ufer der Themse liegen. Die Hinterlassenschaft wird auf 60 Millionen Pfund geschätzt und bringt ca. 5 Millionen Mark Jahreseinkommen. Der Begründer und Schöpfer des Stockwellschen Vermögens war ein Seepirat. Das Ende seines abenteuerlichen Lebens verbrachte er in England und starb im Jahre 1730 als angesehener Gutsbesitzer. Jeder der 51 Erben betrachtet sich als direkten Nachfolger des erfolgreichen Piraten und behauptet, das alleinige Recht auf die Erbschaft zu besitzen. Um aber die Angelegenheit vor den gerichtlichen Instanzen schnell abwickeln zu können, beschlossen alle Erben, den Erbschaftsprozeß zusammen durchzuführen, und das Vermögen Stockwells unter sich zu verteilen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.